



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung) :
zweiundzwanzigstes Kapitel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.



err Rudolf Schmidt vertrat sich mit seinem Redakteur dahin, daß letzterer die Redaktion bis Ende des Quartals, also noch etwa vier Wochen lang, fortzuführen habe, und daß bis dahin die bisherige politische Richtung beibehalten werden solle. Ob später eine neue Wendung, ein plötzlicher oder allmählicher Umschwung in der Tendenz eintreten solle, darüber behielt sich der Besitzer noch die Entscheidung vor. Inzwischen that er sein Möglichstes, den übeln Eindruck der „Gedanken des Spaziergängers“ und der Leitartikel der letzten Zeit abzuschwächen. Er lief von einem Wirtshaus ins andre und wiederholte mit großem Wortaufwande das, was er am ersten Tage in dem Garten des kleinen Wirtshauses von Dr. Glock gehört hatte, daß nämlich dem Verfasser der Artikel persönliche Beleidigungen ganz fern gelegen hätten und überhaupt nicht dem Wesen der Satire entsprächen.

Nun hatte er allerdings eine solche Gabe der Rede, daß ihm nicht leicht jemand gewachsen war und er in den Diskussionen beim Bier immer das letzte Wort behielt, aber es half doch nicht viel, und das merkte er selbst. Die Stimmung in der Einwohnerschaft verbesserte sich nicht, ward im Gegenteil immer feindslicher gegen seine Zeitung, und mehr und mehr befestigte sich die Ansicht, daß Herr Schmidt selber die Artikel geschrieben hätte, und daß Dr. Glock unschuldig dafür büßen müsse.

Namentlich in den höhern Kreisen war der Richterspruch gefällt worden und stand unwiderruflich fest. Die Zirkel der Patrizier- und alten Bürgerfamilien mit eignen Häusern in den Hauptstraßen, von denen Herr Schmidt früher wohl geträumt hatte, daß sie sich ihm öffnen würden, schlossen sich luftdicht gegen ihn ab, und so mancher der großen Kapitalisten, der ihm vorher

wohl zugenickt hatte, ging jetzt steif und kalt an ihm vorüber. Da sogar seine Braut und die gesamte Familie des Geheimen Kanzleirats rümpften die Nase, wenn er von seiner Zeitung sprach, und meinten, es wäre besser, über die Sache ganz zu schweigen.

Herr Schmidt nahm den Fall sehr ernsthaft. Er fürchtete für seine Bank. Er hatte sich sehr ernstlich in mehreren Unternehmungen industrieller Art engagirt, und es wäre für ihn ein vernichtender Schlag gewesen, wenn das Handelsgericht gewisse gesetzliche Bestimmungen gegen ihn hätte in Anwendung bringen wollen. Es saßen im Handelsgerichte Leute, welche er jetzt für seine Feinde halten mußte, und seiner mißtrauischen Natur nach glaubte er, daß diese sich die Gelegenheit, ihm zu schaden, nicht entgehen lassen würden. Besonders schwere Bedenken machte ihm seit einiger Zeit die Terracottaabrik. Er hatte eine Menge von Bestellungen auf Fliesen erhalten, konnte aber keine liefern, weil die Herstellung der Ofen nicht vom Flecke wollte. Der Töpfermeister, welchen er engagirt hatte, behauptete, daß der von den wissenschaftlichen Autoritäten für ausgezeichnet erklärte Thon nichts taue, und ließ an dem einen Ofen, der fertig war, immerfort ändern.

In dieser Not dachte Herr Schmidt nicht etwa an eine Beschränkung und ein vorsichtiges Zusammenhalten seiner Geschäfte, sondern vielmehr an neue Unternehmungen, welche die alten herausreißen könnten. Lebhafter als je stand ihm die Bierbrauerei vor Augen, welche er in Eichhausen errichten könnte, und er beschloß, einen Versuch zu machen, Baron Sextus für seinen Plan zu gewinnen. Dazu sollte ihm, wie er sich in seinem unruhigen Kopfe vorgestellt hatte, die Gräfin von Altenschwerdt behilflich sein.

Die Gräfin hatte auf seinen Rat dreitausend Thaler in einer Berliner Baugesellschaft angelegt und nach vierzehn Tagen viertausend Thaler dafür wiedererhalten, indem auf Schmidts Wink hin der Kursstand richtig benutzt worden war. Sie hatte ihm ein Billet geschrieben, worin sie ihm ihren Dank für seinen guten Rat aussprach, und er konnte auf ihre freundliche Gesinnung rechnen. Sie war jetzt in Eichhausen, und er wollte sie dort besuchen. Hoffentlich gelang es ihm, ein doppeltes Geschäft zu machen, indem er ein größeres Kapital von der nach Gewinn begierigen Dame in sein eignes Geschäft erhielt und zugleich ihre Empfehlung bei dem Baron erlangte.

So fuhr er denn einige Tage nach seinem Streit mit dem Dr. Glock hinaus und machte seinem Oheim, dem Inspektor, einen Besuch. Er dachte als umsichtiger Mann hier erst die richtige Witterung hinsichtlich der Lage im Schlosse zu erhalten.

Seine Schwester Millicent, welche er herüber holen ließ, zeigte sich in nicht sehr rosigter Laune, als sie auf sein Befragen von dem Besuche drüben erzählte, und es schwebten ihm mehrere male spöttische Bemerkungen auf der Zunge, die ihr Verhältnis zu der Herrschaft im Schlosse betrafen, welches ihm

niemals gefallen hatte. Denn aus Millicents Bericht ging hervor, daß die Gräfin sie zu allerhand Dienstleistungen heranzog. Er behielt heute jedoch seine Bemerkungen für sich, so schwer ihm das wurde, weil ihm daran lag, genaue Auskunft zu erhalten, und er deshalb die Schwester nicht ärgern wollte.

Die Gräfin war, wie Millicent berichtete, ganz ohne Bedienung gekommen, beanspruchte aber eine beständige Aufwartung. Das junge Mädchen, welches ihr als Kammerjungfer überwiesen worden war, hatte soviel damit zu thun, der Gräfin weiße Unterröcke zu bügeln, daß sie kaum für etwas andre Zeit übrig behielt, und doch hatte die Gräfin immerfort Aufträge und übertrug diese andern Leuten, die garnicht zu ihrem Dienst da waren. Bald wollte sie kaltes Wasser und bald heißes haben, bald mußte Thee, bald Schokolade und bald Kaffee bereitet werden, wobei die Gräfin äußerst peinlich war. Immerfort gab es etwas an ihren Anzügen zu ändern, loszutrennen, festzustecken, anders zusammenzusetzen. Ihre Toilette vormittags dauerte drei Stunden lang, die erste Stunde litt sie dabei niemand im Zimmer, die beiden andern Stunden aber hielt sie zwei Personen zu ihrer Hilfe im Gange. Ihr das Haar zu machen, war eine schwierige Aufgabe. Millicent behauptete auch, noch niemals eine so geizige Dame gesehen zu haben. Sie achtete auf das kleinste Stückchen Band und Spitze, und es fiel ihr nicht ein, den Domestiken, welche sie in fortwährendem Laufe erhielt, dafür einmal etwas zu schenken. Bei alledem hatte sie eine Manier des Befehlens, welcher man sich nicht leicht entziehen konnte, so unangenehm dieser Ton auch war, und Millicent gestand, daß alles auf ihren Wink flog, und daß sie selber, Millicent, sich täglich über die eigne Gutmütigkeit der Gräfin gegenüber ärgere. Auch der junge Graf sei nicht der angenehmste Gast. Er ändere zu oft seine Absicht und widerrufe seine eignen Befehle. Bald sei er sehr freundlich gegen die Domestiken, bald lasse er sie hart an. Er sei sehr reizbar und nehme, wenn ihm etwas nicht recht sei, einen spöttischen Ton an, der beinahe schlimmer sei als der befehlshaberische seiner Mutter.

Und was sagt der Baron dazu? fragte Rudolf. Ist ihm der Besuch angenehm?

Millicent meinte, der Baron merke das Unangenehme ja nicht. Das merkten nur die Dienstleute. Der Baron sei sehr erfreut über den Besuch, denn die Gräfin wisse ihn gut zu unterhalten. Er säße jetzt oft stundenlang mit ihr in der Bibliothek allein und zeige ihr alte Bücher, da sie eine große Passion für Genealogie habe, oder zu haben behaupte — denn man könne ihr in keiner Sache trauen.

Sie will den Baron wohl heiraten? fragte Rudolf.

Millicent zuckte die Achseln. Über die intimern Verhältnisse der Familie Sextus ließ sie sich nicht aus, sondern beschränkte sich auf die Schilderung der Gäste.

Nachdem er alles erfahren hatte, was er aus Millicent herausziehen konnte, ließ sich Herr Schmidt bei der Gräfin anmelden. Sie bewohnte zwei der schönsten

Zimmer des Schlosses im obern Stock, auf demselben Korridor, welcher auch zu Dorotheens Zimmer führte. Diese Gemächer waren, obwohl Baron Sextus ein so einsames Leben führte und seit langer Zeit keinen Besuch bei sich beherbergt hatte, doch in modernem Geschmack und sehr elegant möblirt. Der Salon, in welchen Herr Schmidt geführt wurde, hatte eine rote Sammettapete und vergoldete Möbel mit geschweiften Lehnen und Beinen und einem Überzug von rotem Seidendamast. Gräfin Sibylle empfing den Bankdirektor in Erinnerung der tausend Thaler, die sie durch seinen Rat gewonnen hatte, sehr gnädig und war bald mit ihm in eine Erörterung der Börsenverhältnisse vertieft. Er hatte seinen Besuch damit erklärt, daß er geschäftliche Angelegenheiten in Eichhausen zu erledigen habe und dabei die Gelegenheit nicht habe versäumen wollen, ihr einige für sie interessante Mitteilungen über das steigende Interesse für Industriepapiere zu machen.

Mein Augenmerk ist darauf gerichtet, sagte Gräfin Sibylle, möglichst hohe Zinsen zu erhalten und auch am Kurse zu verdienen, ohne daß ich doch etwas riskire.

Herr Schmidt lächelte. Im allgemeinen, sagte er, sind das Gesichtspunkte, welche sich einander schroff gegenüberstehen. Hohe Zinsen und Sicherheit der Anlage vertragen sich nicht mit einander. Es giebt jedoch Ausnahmen, wie bei jeder Regel.

Damit fing er an, der Gräfin von seinen eignen Geschäften zu sprechen und ihr in geschickter Weise den Gedanken nahezu legen, ihr Geld in diesen selbst anzulegen.

Gräfin Sibylle verstand nicht alles, was er ihr auseinandersetzte, denn er bemühte sich, möglichst viele kaufmännische Ausdrücke anzuwenden, doch gewann sie den Eindruck, daß es Herrn Schmidt schmeichelhaft sei, mit ihr in Verbindung zu stehen. Sie hatte häufig schon die Erfahrung gemacht, daß Kaufleute ihrem Titel zu Gefallen von der Strenge ihrer Geschäftspraxis nachließen. Sie pflegte ihre Seide, ihren Sammet und ihre Spitzen vorteilhafter einzukaufen als bürgerliche Leute, wußte auch, daß sie ihre Rechnungen länger unbezahlt lassen durfte als diese. Durch ihre Begier nach einem neuen guten Geschäft, wie dem in Berliner Bauaktien, ließ sie sich zu dem Gedanken verleiten, Herr Schmidt wolle ihren schönen Augen zu Liebe sie Geld verdienen lassen. Sie pflegte mit ihrem Kapital immerfort zu spekuliren, und jetzt war es ihr einleuchtend, als Herr Schmidt es ihr klar machte, daß eine Epoche hoher Blüte der Industrie angebrochen sei, und daß es klug sei, die Gelegenheit zu benutzen, um zu verhältnismäßig niedrigem Kurse Industriepapiere zu kaufen oder sich überhaupt an industriellen Unternehmungen zu beteiligen.

Trotzdem würde sie wohl kaum auf die Ideen des Herrn Schmidt eingegangen sein, wenn sie nicht von einer nervösen Unruhe erfüllt gewesen wäre, welche sie verhinderte, kalter Überlegung zu folgen. Ihre Pläne in Schloß

Sichhausen und ihre Befürchtungen hinsichtlich Erfüllung derselben gingen ihr so lebhaft im Kopfe herum und versetzten sie in eine solche Spannung, daß ihre Neigung zu gewagten Dingen die Oberhand über ihr natürliches Mißtrauen gewann. Die fünfzehn Prozent Dividende, welche ihr Herr Schmidt in Aussicht stellte, falls sie ihm ein Kapital anvertrauen wollte, lockten sie in dieser Gemüthsverfassung zu sehr, als daß sie hätte widerstehen können, und sie sagte ihm zu, ein Kapital von zwanzigtausend Thalern ihm übergeben zu wollen, wenn er ihr die nötige Sicherheit dafür biete. Es war dies das ganze Vermögen, welches sie besaß, worüber sie Herrn Schmidt jedoch keine Aufklärung gab. Er versprach ihr hypothekarische Sicherstellung der Summe, und es ward verabredet, daß er das Geld in den Wertpapieren, worin es jetzt bestand, zum Tageskurse übernehmen sollte.

Herr Schmidt war äußerst befriedigt von diesem Ergebnis der Besprechung. Er hätte gern auch noch hinsichtlich seines Projekts der Bierbrauerei etwas erreicht und tastete vorsichtig nach der Gräfin Ansicht über die Geneigtheit des Barons Sextus zu solchen Unternehmungen. Aber er merkte frühzeitig, daß er sich da auf unsichern Boden begeben habe, und brach rasch davon ab. Gräfin Sibylle schüttelte sofort mit dem Kopfe, als er nur leise auf eine etwaige Geneigtheit des Barons zu spekulativen Unternehmungen anspielte, und sagte in ziemlich trockenem Tone, daß sie davon nichts wisse und daß sie sich darum auch nicht kummere. Herr Schmidt sah ein, daß er alles erreicht habe, was er billig zu erreichen hoffen durfte, und zog sich zurück, mit dem Gefühl der Befriedigung nicht nur darüber, daß er selbst ein neues Kapital bekommen werde, sondern auch darüber, daß er in seiner Gutmütigkeit und Geschäftsgewandtheit der Gräfin einen Dienst erweise. Er beschloß, die Angelegenheit der Brauerei auf eine andre Weise in Gang zu bringen, nämlich mit Hilfe des Pfarrers Sengstach und der Baronesse Dorothea, von deren Kolonisationsidee er gehört hatte, und ging wieder zu seinem Dheim hinüber, wo er ein solides Mittagessen aufgetischt fand und wo er sich in eine nochmalige Unterredung mit dem jungen Menschen vertiefte, welcher so große Neigung für die Literatur gezeigt hatte.

Gräfin Sibylle hatte sich inzwischen mit Dorothea und ihrem Sohne in den Wagen gesetzt, um noch vor dem Diner, welches um sechs Uhr stattfand, einen Besuch beim Grafen von Francken abzustatten.

Nicht wahr, mein süßer Liebling, sagte Gräfin Sibylle beim Einsteigen zu Dorothea, diese Familie Schmidt, welcher Ihre gute Millicent ja auch angehört, ist doch eine sehr zuverlässige und solide?

Gewiß, entgegnete Dorothea, der ihr gütiges Herz nie erlaubte, von jemand übel zu sprechen. Millicents Brüder sind sehr strebsame und tüchtige Männer, und ein Bruder ihres Vaters ist ja unser Inspektor.

Dorothea erkundigte sich nicht nach dem Grunde der Frage. Sie bewahrte der Gräfin gegenüber eine abwartende Haltung und gab, beinahe absichtslos und

nur ihrem natürlichen Gefühl folgend, jedem Gespräch mit dieser Dame, welche sich bestrebte, sich in Dorotheens Empfindungen gleichsam einzubohren, eine kühle Färbung, indem sie sich zumeist auf Antworten beschränkte. Sie konnte der Gräfin nicht vergessen, daß sie die Veranlassung zu Eberhardts Fernhaltung war, und ihre Besorgnisse hinsichtlich deren Absichten nahmen immer deutlichere Form an. Die wenigen Tage, welche seit der Anwesenheit der Altenschwerdts verflossen waren, schienen ihr eine Ewigkeit lang zu sein.

Gräfin Sibylle war kein Gast, der unbemerkt blieb. Obwohl ihr Benehmen darauf angelegt zu sein schien, ihren Wirten nur Freude und durchaus keine Unbequemlichkeit zu machen, obwohl sie gegen Dorothea wie gegen ihren Vater nur Holdseligkeit ausstrahlte und mehrfach sehr ernstlich darum bat, ihretwegen in alten, lieben häuslichen Gewohnheiten nicht die geringste Änderung eintreten zu lassen, so ward doch durch sie Schloß Eichhausen gewissermaßen auf den Kopf gestellt.

Für den Baron war dies nicht unangenehm. Er war ganz überrascht, zu finden, wie viel er wisse und wie geistreich er sei. Die Tage gingen ihm äußerst schnell vorüber. Hatte er sonst manchen Nachmittag und Abend, wenn nicht gerade der Graf zu einer Partie herüber gekommen war, still vor sich hin gebrütet und seinen Verdruß über die Verderbtheit der Neuzeit in sich hineingeschluckt, so war nun jemand da, der ihn verstand. Er bemerkte, daß seine Vormittage, die sich oft endlos bis zum Mittagessen hinschleppten, fast zu kurz wurden. Die Gräfin wollte seine Ställe und Wirtschaftsgebäude genau kennen lernen, sie entdeckte in dem Schlosse selbst die merkwürdigsten Dinge, über welche sie sich unterrichten mußte: Wappen, alte Schränke, Bilder, Siegel, Bücher, lauter Gegenstände, über welche er zu erzählen hatte. Sie hatte eine wundervolle Gabe, nach Dingen zu fragen, über welche Baron Sextus gern redete.

Anderß aber stand es mit Dorothea. Die Stunden, welche sie sonst mit ihrem Vater in traulicher Ruhe verbracht hatte, trugen jetzt für sie das Gepräge der gekünstelten Unterhaltung, und die Zeit, welche sie für sich bei ihrer Arbeit und ihrer Lektüre zu verbringen gewohnt war, wurden durch Spaziergänge, Ausfahrten und sonstige gesellige Anforderungen arg beschnitten. Das wäre nun alles wohl noch zu ertragen gewesen, wenn nicht zwei dunkle Wolken ihren Schatten auf die Lage geworfen hätten: die Abwesenheit Eberhardts und die Anwesenheit des Grafen Dietrich.

Eberhardt hatte ihren Brief beantwortet, indem er seiner Liebe beredten Ausdruck gab und seinen Gehorsam gegenüber ihren Weisungen erklärte. Sie hatten darauf jeden Tag einen Brief ausgetauscht, in welchem sie sich einander über die Ereignisse ihres Lebens, besonders aber über ihre Empfindungen aussprachen. Aber es waren nun schon fünf Tage verflossen, seitdem sie ihn nicht gesehen hatte. Über den Grund seines Wegbleibens hatte sie mit ihrem Vater noch nicht verhandelt. Der Baron ward von seinem Besuche so in Anspruch

genommen, daß er es, wie sie dachte, vielleicht noch nicht bemerkt hatte; oder vielleicht scheute er sich auch, die Sache von neuem zu berühren. Dorothea wollte auch hierin die Politik des Abwartens befolgen.

Was aber Graf Dietrich betraf, so hatte sie angefangen, ihn mit größerer Sorge zu betrachten. Er hatte ihr zuerst, bei dem Nachmittagsbesuche, recht gut gefallen, aber sein Wesen hatte sich verändert, seitdem er im Schlosse wohnte. Er hatte begonnen, ihr eine Aufmerksamkeit zu schenken, die ihr bedenklich erschien. Sie mußte sich gestehen, daß er ein Mann von vortrefflichen Formen und viel Geist war, seine Unterhaltung war immer interessant, und sie konnte ihm nicht vorwerfen, daß er ihr in aufdringlicher Manier den Hof mache. Aber er umgab sie in beharrlicher Weise mit Aufmerksamkeiten, und sie konnte sich nicht darüber täuschen, daß dies in überlegter Absicht geschehe. Die Empfindung, daß er in systematischer Weise seine Beziehungen zu ihr vermehren und zu vertiefen strebe, ward ihr so deutlich fühlbar, daß sie dadurch schon ungeduldig über ihn geworden war. Sie fand ihn zeitweise zu höflich und beschuldigte ihn heimlich der Koterie. Wenn er seine sprechenden Augen auf sie richtete, den feinen braunen Schnurrbart drehte und über Kunst oder Literatur Bemerkungen machte, denen sie nur zustimmen konnte, hatte sie wohl das Gefühl, er betrachte mehr sich selbst als sie und höre sich selbst lieber als ihre Antworten.

Zuweilen dachte sie auch, er unterschätze sie und trage ihr Dinge vor, welche er ihrer Leichtigkeit wegen als erprobt bei Damen gefunden habe. Und so ging es ihr heute, als sie ihm im Wagen gegenüber saß und er viel über Pariser Sitten und besonders über die Damen in Paris erzählte. Dorothea hörte nur mit geteilter Aufmerksamkeit zu, denn man fuhr den alten, lieben Weg, der so schöne Erinnerungen hatte. Indem sie nun an Eberhardt dachte, während sie sich doch über so ganz andre Interessen unterhalten mußte, ward sie von einem solchen Anfall von Ungebuld ergriffen.

Ich glaube kaum, daß es richtig ist, Graf Altenschwerdt, sagte sie, nach den Manieren einiger Koterien von Schöngelstern und Salonheldinnen ein allgemeines Urtheil über die Sitten von Paris zu fällen, wie Sie es thun.

Ihre Stimme hatte bei diesen Worten einen leichten Ton von Unzufriedenheit und Tadel, welcher weder der Gräfin noch ihrem Sohne entging.

Graf Dietrich biß sich auf die Lippe und sah sie fragend an.

Ich meine, fuhr Dorothea fort, während sich ihre Farbe belebte, daß es für einen ernstern Beobachter kaum der Mühe lohnen müßte, Moden und Gebräuche zu beachten, welche nach zehn Jahren nicht mehr existiren werden. Aber es ist freilich schwerer, jene bleibenden Triebfedern zu erforschen, welche im geheimen tiefsten Grunde eines Volkscharakters wirksam sind. Seitdem ich gesehen habe, wie verschieden das wirkliche Italien von dem in Büchern geschilderten ist, traue ich auch den Beschreibungen von Paris, denen man so häufig begegnet, nicht mehr. Und besonders wird meiner Überzeugung nach zu viel Wert auf

die oberflächlichen Erscheinungen gelegt, welche sich dem Besucher in den literarischen Zirkeln zeigen.

Aber mein gnädigstes Fräulein, entgegnete Dietrich, Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß die Literatur das Produkt und gewissermaßen die feinste Blüte des Nationalcharakters ist, und daß jene geheimen Triebfedern, von denen Sie ganz richtig sprechen, in den Büchern, Bühnenstücken, Zeitungen und so weiter sichtbar werden. Wenn auch die Pariser Salons nicht mehr das sind, was sie zur Zeit einer Madame Roland oder Frau von Sevigné waren, so zeigen sie doch noch immer in ihrer Vereinigung von Schönheit und Geist die Crème des Volkes.

Nun, ich denke das nicht, sagte Dorothea. Ich glaube, wenn die Pariser Damen, welche Sie im Sinne haben, sich, wie es sich gehörte, um ihren Haushalt und ihre Kinder bekümmerten, anstatt die Literatur und Politik regieren zu wollen, so würden die berühmten Autoren und glänzenden Akademiker sehr zusammenschrumpfen, das französische Volk aber immer noch bleiben, was es war. Das wird in Frankreich nicht anders sein als bei uns.

Graf Dietrich ärgerte sich, und das war ihm anzusehen. Er war mehr durch den Ton verletzt, mit dem Dorothea sprach, als durch ihre Entgegnung selbst. Hierüber würde er wohl gelacht haben, weil sie etwas enthielt, was ihm wahr und treffend erschien. Aber der Ton der Zurückweisung klang seinem Ohr sehr unangenehm, und er fühlte sich deshalb auch in seiner verborgen gehaltenen Eigenschaft als Dichter gekränkt. Wäre nicht seine Mutter gegenwärtig gewesen, so hätte er jetzt mit Dorothea ernstlich gestritten. Aber die Gräfin kam mit ausgleichenden Bemerkungen dazwischen und verhinderte einen Zwist.

Dietrich überließ eine Zeit lang seiner Mutter die Sorge für die Unterhaltung, blickte zur Seite in den Wald und dachte an Anna zurück. Die süße Sympathie dieses sanften jungen Mädchens fehlte ihm sehr, und er sehnte sich doppelt darnach, weil er nicht nur von ihr getrennt war, sondern auch noch einer andern den Hof machen mußte. Erst jetzt merkte er recht, wie lieb ihm Anna war, und das Herz blutete ihm, wenn er an den Abschied dachte, den er von ihr genommen hatte, und bei dem sie vor Schmerz ohnmächtig geworden war. Das blasse Gesicht mit den traurigen Augen stand immer vor ihm, und wenn er sich recht prüfte, mußte er sich gestehen, daß nur die Gleichgiltigkeit gegen die Welt, welche ihn nach diesem Abschiede erfüllte, es ihm möglich machte, mit solcher Gelassenheit Dorotheens Cavalier zu sein. Er seufzte heimlich über den Zwang, welchen seine vornehme Geburt und die Rücksicht auf seine Karriere ihm auferlege, indem er nicht dem Zuge seines Herzens folgen könne, sondern eine standesgemäße Partie machen müsse, und im geheimen dichtete er wehmüthige, sehnüchtige Lieder, welche er an Anna sandte, um sicher zu sein, daß sie fortfahre, sich um ihn zu grämen. Daß er außerdem noch seine Korrespondenz mit Odette fortsetzte, geschah nur aus Höflichkeit und Galanterie, sowie aus der

Gewohnheit, französische Phrasen zu machen; sein Herz nahm daran keinen Antheil mehr.

Ein seltsames altes Möbennest! sagte Gräfin Sibylle, als sich der Wagen der Besichtigung des Generals näherte und der Thurm auf dem Hügel sich ihrem Blicke darbot.

Es war ein heller Tag, das Meer lag ruhig, und ein langer Zug von Wasservögeln strich eben über die Höhen hin dem Lande zu. Die weißen Fittiche der fliegenden Küstenbewohner glänzten am blauen Himmel.

Graf Dietrich wandte sich um. Die Eremitage eines Philosophen, sagte er.

Der alte Haushofmeister des Grafen kam dem Wagen, welcher von weitem schon bemerkt worden war, an der Gartenpforte entgegen und führte die Herrschaften hinauf, wo sie der Graf unter dem Vorbau empfing und ins Haus geleitete.

Das ist wirklich der beneidenswerte Aufenthalt eines Weisen! rief Gräfin Sibylle, als sie sich in dem Zimmer mit den Büchern und physikalischen Instrumenten umsah. Welch ein Glück, Graf Franken, muß es sein, so von der Welt und ihrer Unruhe abgeschieden, den Studien und dem Anblick der ewig wahren Natur sich hingeben zu können!

Der Graf erwiderte nur mit einem Lächeln. Indem er Gräfin Sibylle betrachtete, deren Aussehen etwas ganz andres verriet als die Freude an eben den Genüssen, die sie für begehrenswert erklärte, dachte er an das Rätsel der Menschenbrust, welche sich immer nach dem sehnt, was ihr nicht beschieden ist, und er fragte sich, was wohl der Grund davon sei, daß wir diejenigen Güter am höchsten schätzen, welche zu erlangen wir durch unsre Natur verhindert werden.

Dorothea erinnerte sich während dieses Besuches der Stunde, welche sie hier einmal, allein mit dem Grafen, in so intimem Gespräch verlebt hatte, und an jenen andern schönen Augenblick, wo sie nach der Fahrt auf dem Meere Eberhardts Diplomatie scherzend bewundert hatte. Dieser Raum erschien ihr jetzt durch die heuchlerische Konversation der Gräfin entweiht und seines frühern Zaubers beraubt zu werden. Während sie in solchen Gedanken ihren Blick von den Sprechenden abwandte, fiel ihr etwas ungewöhnliches im Zimmer auf: das große Bild über dem Bureau, welches sie immer nur mit einem Schleier bedeckt gesehen hatte, hing heute unverhüllt und zeigte das Porträt einer jungen Dame von pikanter Schönheit. Es war ein brünetter Kopf mit großen, etwas erstaunt blickenden Augen, hoch und kokett aufgetürmtem Haar und vollen roten Lippen.

Der General sah, daß Dorothea mit Interesse das Bild betrachtete, sagte jedoch nichts. Auch die Gräfin bemerkte es, und es fiel ihr auf, daß im Hinblick auf das Porträt sich in des Grafen wie in Dorotheens Gesicht ein gewisses gegenseitiges Verständnis malte. Sie hätte gern erfahren, welche Bewandnis

es damit habe, und da sie zugleich bestrebt war, ihren Sohn möglichst viel mit Dorothea zusammenzubringen, wußte sie es einzurichten, daß die beiden jungen Leute in den Garten gingen, während sie selbst mit dem Grafen zurückblieb.

Sie bewog nämlich Dietrich durch einen bezeichnenden Wink, den Wunsch zu erkennen zu geben, sich die romantische Umgebung des Hauses anzusehen. Sie selbst erklärte dann, daß sie die Hitze scheue und lieber im Hause bliebe, und sie lenkte das Gespräch so, daß Dorothea sich zu Dietrichs Führerin anbot.

Als sie mit dem Grafen allein war, fing sie sogleich an von dem Bilde zu sprechen. Sie lobte die künstlerische Ausführung und fragte, wen es vorstelle. Sie hatte eine deutliche Ahnung, wer die Dame sei, aber sie besaß offenbar nicht die zarte Schonung der Gefühle ihrer Mitmenschen, welche sie zur Bestiegung ihrer Neugierde hätte bewegen können. In dem Grafen erregte die Frage ein schmerzliches Gefühl, und er antwortete mit sichtlichem Widerstreben. Doch gab er keine ausweichende Antwort, sondern sagte einfach, daß es das Bild seiner verstorbenen Frau sei.

Gräfin Sibylle sah ihn mit einem Blick voll Mitgefühl an, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte nach einer Pause: Ich bin indiscret gewesen, verzeihen Sie mir. Ach, fuhr sie mit einem Seufzer fort, es sind bei uns ältern Leuten so viele Erinnerungen nur noch trauriger Art! Und doch reden wir so gern von der Vergangenheit! Was mag der Grund dieses Widerspruchs sein?

Sie hatte mehr in die Luft und gleichsam mit sich selbst gesprochen, indem sie es so dem Grafen freistellte, ob er antworten und sein Herz eröffnen wollte oder nicht. In der That antwortete er nicht, sondern blickte nachdenklich vor sich nieder.

Ich weiß, was es heißt, sein zweites Selbst verlieren, fuhr sie fort, und ich kann mich in Ihre Gefühle hineindenken, lieber Graf.

Ein trauriges Lächeln zuckte um den Mund des alten Herrn.

Glücklich, wem die Erinnerung eine ungetrübte ist! sagte sie. Aber wie wenige können das sagen, wenn sie zurückblicken. Wie ist doch das Leben voller Stürme, voll von innern und äußern Schwierigkeiten!

Sie drückte mit einer graziösen Bewegung ihr Battisttuch leicht an die Augen und seufzte tief.

Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, wie sehr meine Erinnerung getrübt ist, sagte der Graf mit gerunzelter Stirn.

Sie blickte ihn fragend und mit einer Miene des Erstaunens an. Ah — sollte? — Mir schwebt so etwas vor, sagte sie mit sanftester und teilnehmendster Stimme.

Dieses Porträt ist bis vor wenig Tagen verhüllt gewesen, sagte der General ernst. Aber der Tod hat das Bild, welches ich in meinem Innern trage, in

seiner ersten Reinheit wiederhergestellt, und so soll nun auch dieses Abbild wieder unverfälscht vor meinem Blicke stehen.

Die Gräfin faßte mit beiden Händen die Rechte des alten Herrn und sah ihn flehentlich an. Was habe ich gethan! sagte sie innig. Welche Wunde habe ich berührt! So ist es doch wahr, was mir in dieser Minute eine geheime Stimme zuflüsterte — Sie sind eben der Graf Francken, dessen unverdientes Mißgeschick vor langen Jahren so sehr von allen fühlenden Herzen beklagt wurde?

Ein Mann, entgegnete der Graf, dessen Vertrauen in schmachlichster Weise getäuscht wurde, und der sich hierher in die Einsamkeit zurückzog, um zu vergessen.

O, jetzt erinnere ich mich deutlich! Die Gesellschaft war damals voll davon. Es war ein unerhörter Vertrauensbruch!

Ich mochte wohl einen Fehler begangen haben, als ich mein gereiftes Alter durch die blühende Jugend verschönern wollte, versetzte er schwermütig. Es lag wohl der größere Teil der Schuld an mir selbst.

O nein, nein! rief die Gräfin. Es erwachen in mir Einzelheiten jenes traurigen Ereignisses, die mich das Gegenteil denken lassen. War nicht ein Mann an jenem Treubruch beteiligt, der sich in Ihr Vertrauen eingeschlichen hatte und auch das unerfahrene Herz Luizens mit teuflischer Kunst betrog? Ein Mann —

Wie, Sie erinnern sich selbst noch des Namens meiner unglücklichen Frau? fragte der Graf lebhaft. Ja, es war so, wie Sie sagen: ein Mann, der von der Natur mit Gaben ausgestattet war, die ihm verliehen zu sein schienen, um Spott mit dem Edeln zu treiben, ein Mann voll Verstellungskunst, grausam und nichtswürdig, hat das Leben dieses zarten Wesens vernichtet.

Die Gräfin nickte langsam mehrere male mit dem Kopfe, und ein unheimliches Licht funkelte in ihren Augen. Nur auf einen Mann können diese Bezeichnungen passen, sagte sie. Ich sehe jetzt alles, was damals in der Gesellschaft gesprochen wurde, wieder ganz klar vor mir stehen. War es nicht —?

Der Graf war aufgestanden und stand mit erregter Miene vor ihr.

Der Name jenes Mannes darf in diesem Raume nicht ausgesprochen werden, sagte er. Es ist der Name eines Schurken! Ja, ich hatte gedacht, vergessen und vergeben zu haben, aber die Macht unsers Gemüths gegenüber der Leidenschaft hat eine Grenze. Ihn hasse ich, und genade ihm Gott, wenn ihn sein böses Geschick jemals in meine Hände führen sollte!

Es war ein erschütternder Anblick, diesen sanften und gelassenen Mann in Zorn zu sehen. Das milde, freundliche Gesicht bekam andre, schärfer geschnittene und fremdartige Züge. Die blauen Augen sprühten Feuer, und das weiße Haar schien sich zu sträuben. Er hatte die geballte Faust emporgehoben und seine schlanke Gestalt dehnte sich.

Gräfin Sibylle ward tief ergriffen von dem Ausbruch dieses Jornes, und sie schwieg, voll Achtung und beinahe in Furcht, diesen Sturm heraufbeschworen zu haben. Sie sah still vor sich nieder, bis sie den Grafen wieder in ruhigerer Weise reden hörte.

Dorothea war inzwischen mit Dietrich draußen umher gewandert und hatte sich als kundige Führerin gezeigt. Sie wußte so viele Namen der umliegenden Höhen, Wege und Waldstücke zu nennen, konnte auch so genau Bescheid geben über die nicht sichtbaren Ortschaften, welche in dieser und jener Richtung lagen, erzählte so gelehrt von vergangenen Zeiten, in denen noch Krieg mit den Schweden und Kampf mit nordischen Seeräubern getobt hatten, daß Dietrich nicht dazu kommen konnte, andre Themata zu berühren, die ihm erwünschter gewesen wären. Da es nun einmal seine Aufgabe war, das Herz Dorotheens zu gewinnen und da er sich nun einmal entschlossen hatte, sie zu heiraten, wäre es ihm lieb gewesen, wenn er in weltmännischer Weise und ohne sich gerade als schmach tenden Schäfer zu zeigen dem Ziele hätte näher kommen können. Er hätte gern in halb scherzender und halb ernsthafter Weise solche Gegenstände in das Gespräch gebracht, die im Laufe der Zeit, noch innerhalb der vier Wochen, welche der Besuch in Eichhausen dauern sollte, zu einer passend formulirten Erklärung hätten führen können.

Er bemerkte nicht zur Befriedigung seines Selbstgefühls, daß Dorothea viel mehr Sinn für Geographie und Geschichte zu haben scheine als für die Ideen der großen Dichter, welche er zu Mittelspersonen zwischen sich und der kalten Schönheit machen wollte. Dorothea beharrte bei der auffälligen Geringschätzung der Literatur, welcher sie schon auf der Herfahrt so verlegenden Ausdruck gegeben hatte, sodaß Dietrich sich nicht enthalten konnte, sie in eine für sie sehr ungünstig ausfallende Parallele mit Anna Glock zu stellen. Er malte sich aus, was wohl geschehen würde, wenn Dorothea seine eignen lyrischen Produkte in die Hand bekäme und von ihm gefragt würde, wie ihr dieselben gefielen, und er empfand eine Regung des Mißbehagens, als er sich sagte, sie würde ganz gewiß jenem heuchlerischen Tadel, den Anna so entrüstet zurückwies, aus voller Seele zustimmen. Er fand sich selbst in der Unterhaltung mit Dorothea steif und langweilig. Während am ersten Tage alles so gut gegangen war und er sich vortrefflich mit ihr amüßirt hatte, schien die Schwierigkeit der Intimität mit jedem neuen Tage größer anstatt geringer zu werden. Durchaus richtige und schöne Gedanken froren ihm gleichsam im Halse fest, ehe sie auf die Zunge kamen. Diesem kühlen Wesen gegenüber verschloß sich seine Natur ebenso, wie sie sich Anna gegenüber warm eröffnet hatte. Er ging zuletzt verdrießlich am Strande neben ihr her und sagte meistens nur noch ja oder nein, wenn sie ihm erklärte, was für Muscheln es hier gebe, und ihn fragte, ob die Muscheln an der Küste des Atlantischen Meeres mit diesen Ähnlichkeit hätten.

Plötzlich jedoch hielt Dorothea in ihrem Gespräch inne, ließ ein Stück Seetang von sonderbarer Gestalt, welches sie aufgehoben hatte, wieder fallen und blickte aufmerksam über den Wasserspiegel hin in die Ferne. Es zeigte sich ihr ein weißes kleines Segel, rechter Hand an der Biegung der Küste und zwar genau an der Stelle, wo sie bei ihrem letzten Besuche des Grafen das Boot bemerkt hatte, welches Eberhardt herführte.

Dietch folgte der Richtung ihres Blickes und sah das Segel ebenfalls. Es interessirte ihn jedoch nicht, und er benutzte die Pause in der Unterhaltung, um ein Thema wieder aufzunehmen, welches vorhin seiner Meinung nach zu früh aufgegeben worden war.

Wissen Sie wohl, meine gnädigste Baronesse, sagte er lächelnd, daß ich noch einen Strauß mit Ihnen auszufechten habe, den ich über diese höchst sehenswerten Muscheln und Quallen nicht ganz vergessen möchte?

Wirklich? entgegnete sie zerstreut. Und was wäre das?

Sie sprachen die Ansicht aus, die Literatur wäre von geringer Bedeutung, und wollten deren Wirkungskreis als auf schönggeistige Damen und eitle Autoren in ihren Koterien beschränkt ansehen. Sie haben damit wohl nicht ganz Recht, und ich möchte von Ihrem ersten etwas schroffen Urtheil an die höhere Instanz Ihrer reiflicheren Überlegung appelliren. Bedenken Sie nur, gnädigste Baronesse, wie ungemein gering die Zahl derjenigen ist, welche selbst denken. Sie sind zu zählen, und die ganze große Menge der andern spricht einfach denen nach, welche vorgebracht haben. Das involvirt doch einen sehr weit greifenden Einfluß der Literatur.

Es ist möglich, daß Sie mehr Recht haben als ich, antwortete Dorothea. Das ferne Segel wurde schon etwas größer und verhinderte sie an ernstlichem Widerspruch.

Es ist merkwürdig, die gebildete Gesellschaft zu beobachten, wie sie sich an allen wichtigen Zentren, in Paris nicht nur, sondern ebenso in Berlin, in Wien, in London, in München, Dresden und allen größern Städten zeigt, fuhr er lebhaft fort. Überall giebt es einige wenige Männer und Frauen, welche das Geschäft des Denkens sozusagen in Pacht genommen haben und es für die ganze Bevölkerung besorgen. Alle andern sind Maschinen, die nur so sprechen, wie die augenblickliche Mode es vorschreibt. Sie meinen, die lächerlichen Moden von heute wären in zehn Jahren vergessen. Ganz recht, aber andre treten dafür auf, und das charakteristische bleibt, nämlich die Charakterlosigkeit. Sie brauchen nur zu fragen, welchen Rock ein Mensch trägt, zu welchem Stande er gehört, welche Gesellschaft er besucht und welche Autoren er liest, um genau zu wissen, wie er über diesen oder jenen Gegenstand urtheilen wird. Es besteht eine besondre Logik für die Beamten, für die Offiziere, für die Kaufleute, die Geistlichen und die Hofkreise, und jede Logik beweist, daß die andre falsch ist. So denkt kein Mensch aus sich selbst, sondern jeder läßt sich vordenken, und kein Mensch spricht wie er denkt, sondern nur so, wie es ihm vorteilhaft in Hinsicht auf die andern erscheint. Wahr, gut, schön, häßlich sind Wörter, welche in dieser Gesellschaft keinen absoluten, sondern nur einen relativen Sinn, gewissermaßen eine lokale Bedeutung haben. Wer in diesem Hause, in diesem Kreise, in dieser Gesellschaft ein vernünftiger, ehrenhafter, einsichtiger Mann ist, braucht nur ins Nachbarhaus, nur in einen fremden Klub, nur in eine andre Gesellschaft zu gehen, um ein thörichtes, eheloseres Querkopf zu werden. Wer genötigt ist, in verschiedenen Kreisen zu verkehren, muß so biegsam wie eine Weidenrute sein und seine Meinungen wechseln wie seine

Kleidung. Dieses Cliquenwesen, welches nicht etwa äußerlich ist, sondern sich bis ins Herz der Menschen geltend macht, ist weit ausgedehnter, als Sie denken, und beherrscht die ganze sogenannte gebildete Gesellschaft. Und da sie nun alle lesen und alle belesen sein wollen, ist da nicht die Literatur vom größten Einfluß?

Graf Dietrich hatte sehr eindringlich gesprochen, da er sich durch die vorherige Abfertigung gekränkt fühlte, und, um Recht zu behalten, Betrachtungen herbeigezogen, die er wohl hätte weglassen können, wenn er wirklich ganz im Rechte gewesen wäre. Er war nicht ganz sicher, ob nicht Dorothea den schwachen Punkt in seiner Argumentation finden würde, und fühlte sich daher angenehm überrascht, als sie ihm freundlich erwiederte, er habe ganz Recht.

Sie hatte, während er sprach, bald in sein Gesicht gesehen, bald auf das Meer, er aber hatte kein Auge von ihr verwandt. Ihre Wangen hatten sich mit einem lebhaften Rot gefärbt, was er der Gewalt seiner Rede zuschrieb. Jetzt blickte auch er hinaus und sah, daß das Boot viel näher gekommen war und daß zwei Männer darin saßen.

Ein schnelles Schiffchen, sagte er.

Es fährt mit günstigen Winde, erwiederte Dorothea.

Nur noch wenige Minuten dauerte es, da stieß das Boot in der kleinen Bucht auf den Sand, und Eberhardt sprang heraus.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Gastgeschenke. Neue Spruchdichtungen von Otto Sutermeister. Bern, J. Dalsp'sche Buchhandlung, 1883.

Von dem Verfasser dieser Spruchdichtungen ist schon früher ein ähnliches Bändchen unter dem Titel „Welt und Geist“ erschienen, welches in diesen Blättern beifällig angezeigt worden ist. Die neue Sammlung schließt sich der vorausgegangenen ebenbürtig an. Sie umfaßt nahezu fünfhundert epigrammatische Gedichte, die unter fünf Rubriken verteilt sind — 1. Kunst. Poesie. 2. Sprache, Literatur. 3. Erziehung. Bildung. 4. Umgang. Gesellschaft. 5. Geeselsius. —, und in denen wieder eine Fülle seiner Beobachtungen, Bemerkungen und Einfälle in nicht minder feiner und dabei äußerst mannichfaltiger Form ausgesprochen sind. Nicht alles freilich steht auf gleicher Höhe. Wer, wie der Verfasser, mit Ovid von sich sagen kann: *Et quod tentabam dicere, versus erat*, kommt leicht in die Gefahr, auch gewöhnliche Gedanken für etwas besonderes zu halten, wenn er sie in flotte, locke Reime gekleidet hat. Auch fehlt es nicht an Wiederholungen und an solchen Sprüchen, die, ohne gerade Wiederholungen zu sein, doch nur denselben Gedanken etwas anders gedreht und beleuchtet zeigen. Ein paar seiner Epigramme hat Sutermeister selbst mit der Überschrift versehen: In Oskar Blumenthals Manier; aber man begegnet auch außerhalb dieser kleinen Reihe einzelnen, die nicht viel mehr sind als Wortspäße oder bei denen der Reim eher dagewesen zu sein scheint als der Spruch. Doch das sind Ausnahmen, die den Charakter des Ganzen nicht bestimmen. Und die Hauptsache ist, daß die Sprüche sich samt und sonders als